

Mindestens 5.000 Arten... Die Vegetation von Streuobstwiesen und ihr Beitrag zur Biotopqualität

Volker Unterladstetter

NABU-Naturschutzstation Leverkusen-Köln

Streuobstwiesen gehören zu den wertvollsten Lebensräumen der mitteleuropäischen Kulturlandschaft und beherbergen mehr als 5.000 Arten... So oder ähnlich beginnen viele Texte, die für den Erhalt von Streuobstwiesen werben. Sicherlich, der Lobgesang auf die Vielfalt ist gut gemeint und verkauft sich im Zeitalter des Artensterbens zunehmend besser. Aber mal ehrlich: Haben Sie auf „Ihrer“ Obstwiese einmal nachgezählt? Oder gar eine systematische Erfassung der verschiedenen Artengruppen vorgenommen? Wenn nicht, wäre das sicherlich ein lohnendes Unterfangen. Was mag da zusammenkommen? Wieviele Wildbienenarten finden im Frühjahr während der Obstblüte Nahrung und Nistmöglichkeiten auf der Fläche? Wieviele Totholz bewohnende Käferarten huschen im Sommer über die ehrwürdigen Baumruinen abgängiger Apfelriesen? Und wie sieht's eigentlich mit der Gefäßpflanzenvielfalt unterhalb der Baumkronen aus? Findet das Blütenmeer der Obstbäume in der darunter liegenden Wiese im Frühsommer sein kongeniales Spiegelbild? Oder hat die allseits bekannte Blütenarmut unserer stickstoffgrünen Landschaften ab Mai auch Ihre Streuobstwiese fest im Griff? Falls ja, wird es Zeit, über einen der wichtigsten Bestandteile der Streuobstwiese zu sprechen: der vielerorts unterschätzten, ja geradezu in Vergessenheit geratenen Krautschicht.



Abbildung 1: Typische Obstwiesenbrache mit artenarmem Glatthaferbestand. Einzige optische Abwechslung bietet die Brennnessel, die jedoch ebenfalls nichts Gutes verheißt.

Bild: Armin Jagel

Auf der NABU-Streuobstwiese in Köln-Langel brummte in jedem Frühjahr das Leben. Und zwar genau so lange, wie die etwas in die Jahre gekommenen Obstbäume in Blüte standen. Danach jedoch senkte sich alljährlich eine gespenstische Stille über die Fläche. Keine einzige Erdhummel zog brummend ihre Kreise, kein einziger Tagfalter gaukelte über die Wiese, und das, obwohl sie an vielen Stellen von dichten Brennnesselherden bestanden war. Sind an Brennnesseln denn Schmetterlingsbeobachtungen nicht quasi vorprogrammiert, mag sich Mancher gewundert haben. Doch das sind sie nicht. Nicht, wenn die gesamte Umgebung aus einer Wiesenfläche besteht, auf der flächig nicht mehr als sieben Pflanzenarten vorkommen. Über Jahre war die Wiese mehr oder weniger brachgefallen. Die Obstbäume wuchsen ohne die

pfliegende Hand eines Menschen wirr in alle Richtungen, und die Wiese zu ihren Füßen fiel in eine Art Dornröschenschlaf. Hin und wieder erbarmte sich einer der umliegenden Landwirte und mähte die Fläche. Doch als die Baumkronen immer ausladender wurden und man sich die Außenspiegel der großen Schlepper abzufahren drohte, wurde schließlich auch die Mahd beschwerlich. Und so wurde die Streuobstwiese in Köln-Langel schließlich nur noch einmal jährlich gemulcht und das Mahdgut blieb auf der Fläche liegen. Bis eine neue Generation von NABU-Aktiven vor wenigen

Jahren herausfand, dass ihre Vorgänger die Fläche einst von der Stadt gepachtet hatten. Doch dazu später.

Gemulchte Wiesen können die ursprüngliche Zusammensetzung ihrer Vegetation innerhalb weniger Jahre verlieren. Das feingliedrige Mosaik der in- und miteinander wachsenden Wiesenpflanzen entmischt sich und es bildet sich die typische „Fleckenvegetation“ ungepflegter Grünlandflächen. Der Effekt entspricht in etwa dem einer Brache. Wiesenpflanzen sind an eine regelmäßige Mahd nicht nur angepasst, sie benötigen sie regelrecht, damit ihre Samen am Boden genügend Licht finden, um zur nächsten Blumengeneration emporzuwachsen. Sobald der Mensch das Mahdgut auf der Fläche liegenlässt oder aber gar nicht mehr eingreift, gerät die fragile Balance der Wiesengemeinschaft aus dem Gleichgewicht, denn es ist eine Balance auf Zeit. Nur wenn in regelmäßigen Abständen die oberirdischen Sprosse aller Pflanzen wieder „auf Null“ gesetzt werden, haben sie alle die gleichen Chancen: vom zarten Blümchen bis zum ruppigen Horstgras. Damit sie nach der Mahd neu durchstarten können, darf sich über ihnen allerdings keine Mulch- bzw. Streuschicht bilden. Sie verhindert effektiv, dass neue Wiesenblumen keimen. Und auch die krautigen Austriebe der vorhandenen Pflanzen tun sich schwer damit, die oberseits strohige, unterseits faulende Masse zu durchbrechen.

Wenn die Mahd ganz ausbleibt, beginnt die Sukzession. Für einige Jahre vermögen sich die robusteren Gewächse wie Wiesen-Flockenblume (*Centaurea jacea*), Wiesen-Storchschnabel (*Geranium pratense*) oder Wiesen-Bärenklau (*Heracleum sphondylium*) noch zu halten, doch die unterbleibende Verjüngung ihrer Bestände und die zunehmende Dominanz der Konkurrenzstrategen unter den Süßgräsern zwingen auch sie schließlich zur Kapitulation. Während die Wiesenblumen so nach und nach die Segel streichen, wandern einige neue Arten zu. Es sind dies vor allem Arten der nährstoffreichen Saum- und Ruderalgesellschaften. Ganz vorne mit dabei: Brennnessel (*Urtica dioica*), Echte Nelkenwurz (*Geum urbanum*), Giersch (*Aegopodium podagraria*), Kletten-Labkraut (*Galium aparine*) und Zaunwinde (*Calystegia sepium*). Auf trockeneren und gut besonnten Standorten geben sich Rainfarn (*Tanacetum vulgare*) und Wilder Dost (*Origanum vulgare*) ein Stelldichein und bieten für einige Jahre noch eine gewisse Blütenfülle. Zugegeben: In den ersten Jahren können junge Grünlandbrachen durchaus artenreiche Lebensräume darstellen. Doch wenn die Brache altert, neigt sich die Fieberkurve der Vielfalt unweigerlich nach unten und mit der einsetzenden Verbuschung werden schließlich auch die nährstofftoleranten Einwanderer der Säume wieder verdrängt.

Mit dem Niedergang der bäuerlichen Landwirtschaft wurde die „Sozialbrache“ in vielen traditionellen Streuobstlandschaften Deutschlands zum Normalfall, und sie ist es bis heute. Das Gras im Sommer zu mähen und Heu zu werben wurde im Zuge der zunehmend globalisierten Agrarmärkte wirtschaftlich unrentabel und war mit den immer größeren Maschinen auf baumbestandenen Flächen teilweise gar nicht mehr durchzuführen. Auf einem Teil der Flächen etablierte sich stattdessen eine Beweidung mit Schafen, Rindern oder Pferden. Viele dieser



Abbildung 2: Von der Mahd ausgenommener Altgrasstreifen mit blühender Glockenblume auf einer Streuobstwiese im Oldenburger Land.

Bild: Bernd Ziesmer

Flächen wurden dabei als Dauerweide den gesamten Sommer über beweidet und zeigten sich entsprechend artenarm. Andere Bestände fielen brach oder wurden unter dem Diktat eines zunehmend ordnungsliebenden Zeitgeistes gar als intensive Scherrasen bewirtschaftet und mit dem Rasenmäher in eine Art Biedermannvergarten verwandelt. Mit dieser Entwicklung stand die traditionell bewirtschaftete, bunt blühende Mähwiese des Flachlands als Unternutzung auf Streuobstwiesen unweigerlich vor dem Aus.

Dabei können sich auf Streuobstwiesen erstaunlich artenreiche Wiesenbestände entwickeln. An den meisten Standorten würden sich im Gefolge eines extensiven Mahdregimes Pflanzengesellschaften der Glatthaferwiesen etablieren. Erforderlich ist dazu in den meisten Fällen eine zweischürige Mahd, an mageren Standorten kann auch eine einschürige Mahd im Spätsommer ausreichend sein. Glatthaferwiesen können in trockenen, basenreichen Hanglagen als Variante von Wiesen-Salbei (*Salvia pratensis*) bzw. in subatlantisch getönten Landschaften als Subassoziation von Knolligem Hahnenfuß (*Ranunculus bulbosus*) ausgebildet sein. An mageren, basenärmeren Standorten entstehen hingegen Übergänge zu Rotschwengel-Straußgras-Wiesen und Borstgrasrasen. Hier können Säurezeiger wie Ferkelkraut (*Hypochaeris radicata*), Feld-Hainsimse (*Luzula campestris*) oder Rotes Straußgras (*Agrostis capillaris*) die Bestände prägen. Bei zunehmender Nährstoffversorgung des Bodens – etwa im Gefolge von Düngung, oder durch fallendes Laub und Früchte bedingt – bildet sich die sog. Typische Variante der Glatthaferwiese aus. In ihr finden sich neben den guten Futtergräsern Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*), Goldhafer (*Trisetum flavescens*), Gewöhnliches Knäuelgras (*Dactylis glomerata*) und Wiesen-Rispengras (*Poa pratensis*) allerlei bunt blühende Kräuter wie Kriechender Günsel (*Ajuga reptans*), Rot-Klee (*Trifolium pratense*), Zaun-Wicke (*Vicia sepium*), Löwenzahn (*Taraxacum* sect. *Ruderalia*) sowie die robusten weißblühenden Doldenblütler Wiesen-Kerbel (*Anthriscus sylvestris*) und der bereits erwähnte Wiesen-Bärenklau. Beides sind exzellente Pollen- und Nektarpflanzen für zahlreiche Käfer ebenso wie für Heerscharen von faszinierenden Hautflügler- und Fliegenarten.



Abbildung 3: Echter Ehrenpreis auf einer mageren Bergweide im Schwarzwald. Früher war die Art auf Triften und Heiden auch im Flachland ein gewohnter Anblick.
Bild: Volker Unterladstetter

Auf wechselfeuchten Streuobstwiesen nährstoffärmerer Standorte waren früher Pflanzengesellschaften zu finden, die sich in ihrer Zusammensetzung mageren Feuchtwiesen annäherten. Heute sind Arten wie Heil-Ziest (*Betonica officinalis*), Großer Wiesenknopf (*Sanguisorba officinalis*) und Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*) in NRW hingegen botanische Raritäten, und niemand würde sie mehr auf Streuobstwiesen suchen.

Schlussendlich sei noch erwähnt, dass auch Streuobstweiden eine artenreiche Krautschicht hervorbringen können. Dies tun sie allerdings nur, wenn sie nicht überweidet und den ganzen Sommer hindurch als Standweide gebraucht werden. Bei zwei bis drei (kurzen)

Weidegängen in der Saison können dann neben vielen weideverträglichen Wiesenarten Kostbarkeiten wie Echter Ehrenpreis (*Veronica officinalis*), Mausohr-Habichtskraut (*Hieracium pilosella*) oder Herbst-Löwenzahn (*Scorzoneroides autumnalis*) die Bestände prägen. Und auch der

in Zierrasen viel geschmähte Weißklee (*Trifolium repens*) ist eine von vielen Wildbestäubern hoch geschätzte Nektarpflanze und sollte in Streuobstwiesen herzlich begrüßt werden.

Heute scheint vielerorts in Vergessenheit geraten zu sein, dass auf die Blüte der Obstbäume die Blüte der darunter befindlichen Krautschicht folgen sollte, und dass Streuobstwiesen damit auch im Sommer ein attraktiver Lebensraum für unzählige Insektenarten sein könnten. Stattdessen scheint die Vorstellung vorzuherrschen, dass die oft zitierten 5.000 Arten alle auf und von Obstbäumen leben. Nachgeprüft wird dies allerdings kaum, denn sonst wäre längst aufgefallen, dass dem nicht so ist. Zwar gibt es durchaus Organismengruppen, deren Leben sich mehr oder weniger vollständig auf den Bäumen abspielt. Man denke neben Blatt- und Bockkäfern etwa an die artenreichen Gruppen der Wanzen und Zikaden, ganz zu schweigen von den weitgehend unbeliebten Pflanzenläusen und Kleinschmetterlingen wie dem Apfelwickler (*Cydia pomonella*). Doch die überwiegende Masse an Tierarten kann von Apfelbaum, Birnbaum und Co. alleine kaum leben. Und auch die im Spätsommer wandernden Falter wie Admiral (*Vanessa atalanta*) und Tagpfauenauge (*Inachis io*) sollten nicht dazu verleiten, die Obstwiese kurzerhand zum Schmetterlingsbiotop zu erklären. Vollends zur Milchmädchenrechnung wird das Ganze spätestens dann, wenn im Zuge einer übertriebenen Baumpflege auch noch die Borke der Bäume von Moosen, Flechten und anderen Kleinstlebewesen „befreit“ wird. Auf solchen Obstwiesen kann der Rechenschieber dann getrost in der Tasche bleiben.

Und die NABU-Streuobstwiese in Köln-Langel? Auf ihr hat sich seit letztem Jahr einiges getan. Die Wiese wird nun zweimal jährlich mit Handsense und Balkenmäher gemäht, das Mahdgut sorgsam von der Fläche entfernt. Das freut die wenigen überlebenden Wiesenpflanzen, die sich all die Jahre am Rand der Fläche gehalten haben. Schon schicken sie sich an, verlorenes Terrain wiedergutzumachen. Und damit auch die übrigen Charakterpflanzen der Mähwiesen eine Chance erhalten, die Wiese wiederzubesiedeln, wurde in der Mitte der Fläche ein Streifen gefräst und mit Regiosaatgut von gebietsheimischen Pflanzen besät. Das hat bereits im ersten Jahr nicht nur das Große Ochsenauge (*Maniola jurtina*) gefreut. Auch zahlreiche andere Tiere haben den ökologischen Neustart bemerkt oder werden in Bälde zurückerwartet. Die NABU-Wiesentruppe steht dafür bereits mit gezücktem Rechenschieber bereit.



Abbildung 4: Spätsommer-Blühaspekt des Ansaatstreifens auf der NABU-Streuobstwiese im ersten Standjahr.

Bild: Volker Unterladstetter